

Zeitschrift: Bremgarter Neujahrsblätter
Herausgeber: Schodoler-Gesellschaft
Band: - (2012)

Artikel: Ich war ein Unterstädtler
Autor: Koch, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-965367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich war ein Unterstädtler

HEINZ KOCH

«Understädtler! Understädtler!» schrien sie uns nach, die besser sein wollenden Oberstädtler. Das störte uns allerdings nicht besonders. Wir waren glücklich, in der kinderfreundlichen beinahe ländlichen Unterstadt daheim zu sein. Kaum ein Auto verirrte sich auf die nicht gepflästerte, staubige Schenkasse, kein Wirtshauslärm störte unsere Nachtruhe. Dafür hatten die nahen Kirchenglocken Einfluss auf unseren Tagesablauf. Auch auf den des Kindergartens.

Kindergarten – Häfeli- und Gfätterlischuel genannt

Während des Elfuhrläutens ging's in geordneten Zweierkolonnen zum Schwarzs Schloss, wo uns Schwester Germeline verabschiedete. Die Vierjährigen ermahnte sie, vorsichtig zu sein, und die Sechsjährigen bat sie, die Kleinen im Auge zu behalten. Übrigens waren im Kindergarten die Ober- und Unterstädtler getrennt. Wir im Erdgeschoss, die Oberstädtler mit Schwester Marie-Ursula im ersten Obergeschoss. Nur Weihnachten feierten wir gemeinsam, jedoch im Zimmer der Oberstädtler. Dafür befand sich die Bocciabahn, welche die Tessiner Aktivsoldaten erstellt hatten, auf unserer Augenhöhe. Leider durften wir sie nicht betreten. Schien die Sonne, spielten wir draussen im Sandkasten im Schatten der mächtigen Linde. Bei Regenwetter mussten wir uns im Stillsitzen und «Händlihüete» üben. Als Entspannung gab's hin und wieder ein «Versteckis». Ein Mitschüler hatte einmal das sicherste Versteck unter dem langen, weiten Ordenskleid der sitzenden Schwester gefunden.

Der Weg in den Kindergarten führte an zwei Brunnen vorbei. Durst hatten wir immer. Vor allem im Winter mussten wir aufpassen, dass uns beim Trinken ab Röhre kein Gspänli zuschaute, sonst tönte es: «Ich säges de Schwöschter, dass du am Brunne chalts Wasser trunke hesch!»



Blick von der Schulgasse in Richtung Schenkergasse mit dem Schwarzs Schlossbrunnen samt Vorbrunnen

Brunnen – Treffpunkt für jung und alt

«Chömid gschwind, im Schwarzs Schloss-Brunne hets wieder Fisch!» Es dauerte nicht lange, war der Brunnentrog von neugierigen Kindern umlagert. Mit Kennerblick unterschieden die älteren Knaben zwischen Barben, Nasen und Forellen. Über den schlangenartigen Fisch in der Reuse kursierten allerlei Schauermärchen, die uns den Aal unheimlich machten. Holte ein Fischer mit Hilfe eines Fäumers einige Fische fürs Mittagessen heraus, erschienen Katzen, die auf ihren Teil warteten.

Am Brunnen war immer und für alle etwas los. Besonders an den Samstagen herrschte Hochbetrieb: Fässer wurden im Vorbrun-

nen gereinigt, damit sie mit Most gefüllt im Keller lagern konnten. Daneben schichtete man in hölzerne Ständen fein gehobelten Chabis, der im Winter als Sauerkraut die Berner-Platte bereicherte.

Bei uns Kindern war das Wetspritzen beliebt. Es galt, die Brunnenröhre mit den Fingern so zu verengen, dass der Wasserstrahl über den Rand des Brunnens spritzte. Sieger war, wer zuerst die Mauer des etwa sieben Meter entfernten Henselerhauses nass machte. Den Höhepunkt jedoch bildete an heissen Sommertagen das Baden im erfrischenden Brunnenwasser. Weil das mit viel Lärm verbunden war, hatten nicht alle Erwachsenen Freude an unserem Tun.

Wenn Schlamm- und Algenfäden das Wasser durchzogen, wurde der Trog geleert. Ein Stadtarbeiter in Gummistiefeln und mit Schrubber fegte Wände und Boden. Sein nass gekauter Pfriem (Kautabak) lag derweilen zum Trocknen auf dem Brunnenrand. Der Mann war misstrauisch, sobald wir uns dem Brunnenrand näherten, pfiff er durch die Zähne. Das hiess: «Passt auf, ich kenne meine Pappenheimer!»

Alltag in der Schenkasse – Das waren noch Zeiten

Jeden Morgen ertönte die Pfeife des Milchmannes, welcher mit Ross und Wagen die Kundschaft mit Milch, Butter und Käse bediente. Aus einer einzelnen Kanne am Ende des Fuhrwerkes schöpfte der Mann mit einem Messgefäss die verlangte Milchmenge in die Kesseli oder Becken. Butter und Käse lagen in einem

**Bäckermeister
Emil Hartmann**
mit dem Bernhardiner
Hektor auf der
«Kehri» im Winter
1928/29





Blick von der Pfarrgasse in Richtung Oberstadt. Im Zentrum das Henselerhaus, dessen Fachwerk erst später freigelegt wurde.

mit Natureis gekühlten Holzkasten. Bezahlt wurde Ende Monat, was das Milchbüchlein verlangte. Dann durften wir manchmal vorne auf dem Bock des Wagens mitfahren.

Bar bezahlt wurde hingegen beim Bäcker. In seinem kastenförmigen Leiterwagen, der von einem Bernhardinerhund gezogen wurde, hatte es neben Brot auch Weggli, «Zehner- und Zwänzgerstückli».

«Lümpe, Papier, Altiise!» von Zeit zu Zeit war die Stimme des Lumpensammlers oder von dessen Frau zu hören. Gewogen wurde

mit einer Handwaage, die das Gewicht zu Ungunsten der Anbieter anzeigte. Je nach gelieferter Menge konnte man auswählen zwischen einem «Milchbeckli», «Breusiteller», «Ankeplättli» und ähnlichem Alltagsgeschirr, welches aus Qualitätsgründen beim Lumpensammler gelandet war.

Qualitätsbewusst arbeiteten die Handwerker aus der Schenk-gasse. Überall hatten wir Kinder die Möglichkeit, den Berufsleuten beim Arbeiten zuschauen zu können. Der Tapezierer sass auf der Gasse, vor sich die frisch gelegte Rosshaarmatratze. Mit einer langen Nadel durchstiess er diese, um beidseitig Wollbüschel zu befestigen, damit die Liegefläche schlaftauglich wurde. Wie gerne wären wir darauf rumgehüpft. Doch das blieb Wunschdenken.

Beim Schlosser wurde geschweisst. Er hielt einen Schutzschild vor sein Gesicht und auf dem Eisen sprühte und glühte es wie Wunderkerzen am Christbaum. Die Eltern hatten uns das Hinschauen verboten. Aber mit der Hand vor den zugekniffenen Augen und nur für einen Augenblick, konnte unseren Augen sicher nichts passieren.

«Bim Hafner Seitz gits Lehm!» Diesen brauchte er zum Ausstreichen der Oefen, und wir bettelten davon, um daraus «Steigümperli» (Marmeln) zu formen.

Spielstrasse – Sozialkompetenz

Schnell war mit dem Absatz des Schuhs ein Loch in den erdigen Boden gebohrt, und schon konnte mit dem Marmelspiel (Chugle) begonnen werden. Von einer Markierung aus versuchten wir, die Spielkugeln ins Loch zu werfen. Diejenigen, welche rundum auf dem Boden liegen blieben, mussten mit Hilfe des Zeigefingers in die Vertiefung geschubst werden. Die Mitspieler achteten darauf, dass die Marmel nicht geführt, sondern ihr nur ein Stoss versetzt wurde. Wer am meisten Marmeln ins Ziel gebracht hatte, durfte alle behalten. Im Stoffsäcklein wurden sie wie ein Schatz gehütet.

Verlierer und Gewinner fanden sich wieder beim «Namen-Ufrührer-Spiel». Ein Ball wurde hochgeworfen, dazu wurde der Name eines Mitspielers gerufen. Dieser musste den Ball fangen, wenn nicht, hatte er ein Leben weniger. Das wurde nicht ohne Diskussionen akzeptiert. Blieb es beim verbalen Streit, endete dieser mit dem Satz: «Mit eu han i s'letscht mol gspielt. Bschisscheibe!»



Südöstlicher Teil des Kirchenbezirkes.

Von links nach rechts: Muttergotteskapelle, Organistenhaus und Annakapelle mit geöffnetem Oelberg.

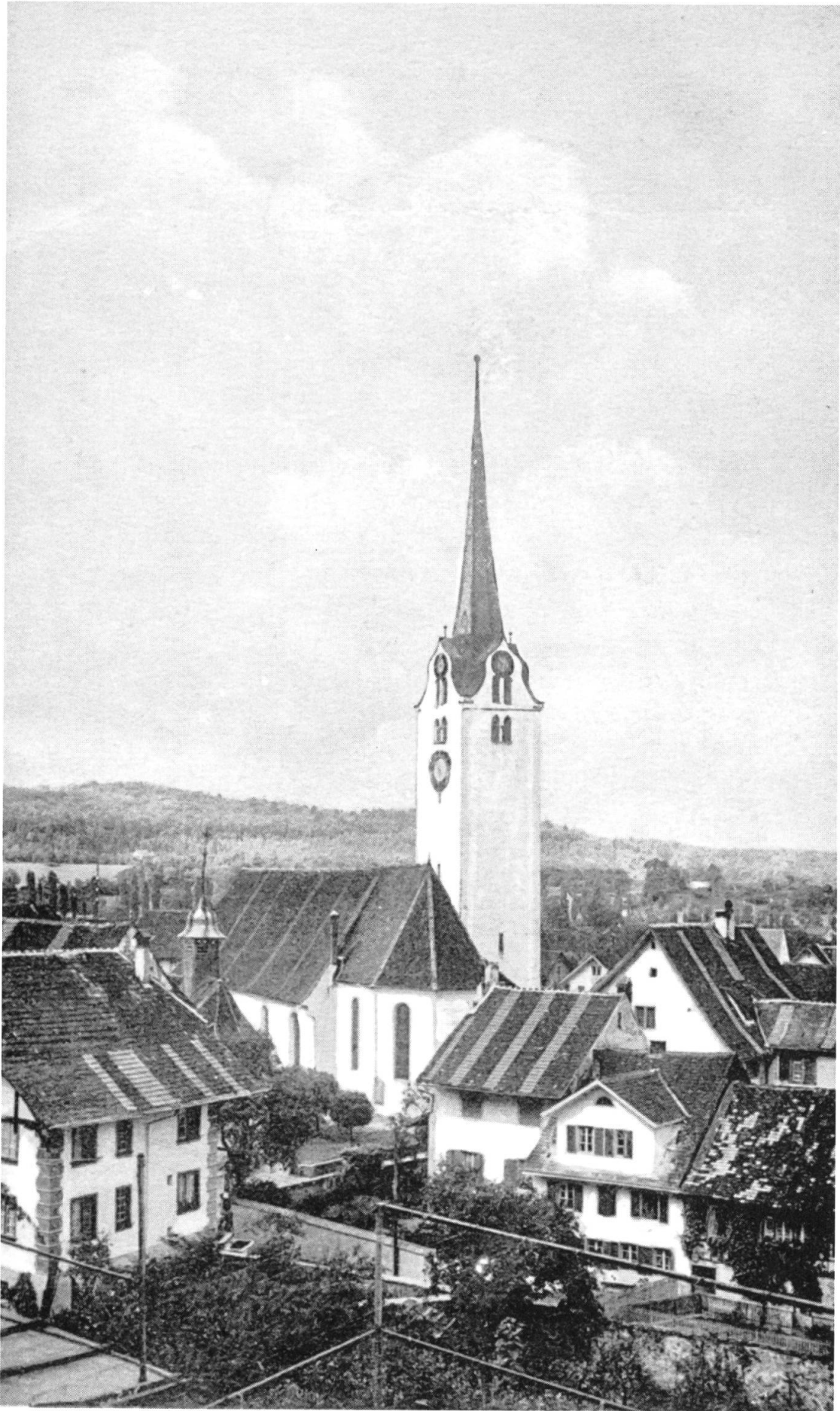
Beim Eindämmern schlug vielleicht jemand das Planspiel vor. Mit einem Stecken ritzte der Anführer der einen Gruppe den Verlauf eines Weges in den Boden, der zu einem Versteck führte. Die zweite Gruppe machte sich, nachdem sie den Plan studiert und sich eingepägt hatte, auf die Verfolgung. Die eingezeichneten Irrwege und das Fortschreiten der Dunkelheit erschwerten das Finden des Versteckes. Dann war es die Betzeitglocke, die den Abbruch des Spiels bestimmte.

Sprache der Glocken – Kirchenbezirk, Stadt in der Stadt

«Es hed is End glüütet!» Die Kirchenglocken haben den Tod einer Frau verkündet. Das Läuten war nicht unterbrochen worden wie beim Ableben eines Mannes. Damals verstanden wir die Glockensprache.

Die Nähe der Kirche und der Kapellen war für uns Kinder faszinierend und erlebnisreich. Andererseits geheimnisvoll und streng geregelt. Besonders schwer fiel uns das Schweigen und Stillesitzen während den sonntäglichen Gottesdiensten in lateinischer Sprache. Wenn man nicht vom Siegristen vor allen Leuten gemassregelt werden wollte, hiess es auf die Zähne beissen und schweigend durchhalten. Aber mit Augenzwinkern oder einer Gebärde signalisierte man einem Kameraden, dass nach dem Gottesdienst eine wichtige Mitteilung auf ihn warte. Allerdings blieb nicht viel Zeit, denn anschliessend mussten wir zur Christenlehre in die St. Klara-Kapelle gehen. Besonders im Winter war's kein Vergnügen, in der ungeheizten Kapelle auszuharren.

*Bild rechts: ►
Blick vom Rathaus auf
die Unterstadt mit der
Stadtkirche St. Nikolaus.
(Aufnahme um 1935)*



Mut brauchte es, in die düstere St. Anna- Kapelle zu schauen. Die älteren Knaben behaupteten nämlich: «Gönd jo ned ine, es geischeret!» Wenn dann plötzlich das Glöcklein im Dachreiter anschluss und Schritte auf der eisernen Wendeltreppe hallten, war bewiesen, was die Kameraden prophezeit hatten. Schnell davongearannt, hörten wir das schadenfrohe Kichern in der Kapelle nicht mehr.

Lieber und vertrauter war mir die Muttergotteskapelle. Ich durfte jeweils meine Grossmutter begleiten, wenn sie die Kapelle und den Kapellengang sauber wischte. Hin und wieder durfte ich eine Kerze anzünden, wenn Grossmutter eine Bitte oder ein persönliches Anliegen in ihr Gebet einflocht.

«Feierabend, Wochenende!» verkündeten am Samstagabend die acht Glocken der Stadtkirche. Dann ruhte die Arbeit, die Werkstätten waren aufgeräumt, vor der Haustüre war die Gasse gewischt, das gespaltene Holz war in den Estrich hochgezogen, die Kinder waren gewaschen – friedliche, glückliche Unterstadt.

Es sind nicht mehr die gleichen Glocken, die heute läuten. Der Kirchenbrand am 28. März 1984 hat «meine Glocken» zerstört. Sie schmolzen in der Hitze – Erinnerungen bleiben.

Heinz Koch

lebt in Bremgarten, ist hier geboren und aufgewachsen. 1963–1999 Primarlehrer in Bremgarten. Stadtführer und Mitglied der Redaktionsgruppe der Bremgarter Neujahrsblätter.